

EINLEITUNG

THEMA, FRAGESTELLUNG & THESE

Die Entwicklung und Popularisierung des Nationalgedankens gehört zwischen 1789 und 1848 zu den einschlägigen Ereignissen der europäischen Geschichte. In der einmal als „Zeitalter der Revolutionen“ bezeichneten Epoche spielt die Suche nach nationaler Identität und die „Intensivierung des kulturell-historischen Nationalbewusstseins“ im Selbstverständnis der Staaten und ihren Gesellschaften eine zentrale Rolle.¹ Das gilt für die „fertigen“ Staaten Frankreich und England, wie für das sich im nationalen Bildungsprozess befindende Deutschland. Die „verspätete Nation“ (Plessner) teilt dieses Schicksal mit anderen Ländern und Völkern, darunter den Nachbarn Polen und Österreich sowie der italienischen Halbinsel. Ungeachtet des Selbstbezuges auf die eigene Geschichte, Sprache und Kultur hat das Nationale eine europäische, sprich internationale Dimension. Auf dem Weg zu einem modernen Staatswesen ist die politische Idee der Nation eine treibende Kraft. Das gebildete Bürgertum und seine Institutionen forcieren die Diskussion besonders. Die vorliegende Arbeit hat zwei Protagonisten: Die Berliner Universität und die preußische Hauptstadt, die sie beheimatet. Besondere Aufmerksamkeit kommt den Teilnehmern des nationalpolitischen Diskurses wie Professoren, Wissenschaftlern, Studenten, Bildungsbeamten, Verlegern und Journalisten zu. Gleiches gilt für das urbane Umfeld, die der Institution nahe stehender Stadtgesellschaft sowie für die Wissenschaft und ihren Umgang mit nationalen Theoremen selbst. Die Geschichte des Nationalgedankens wird aus dem Blickwinkel der Berliner Universität beschrieben, steht aber in engem Zusammenhang mit der europäischen Geschichte.

Die Dissertation untersucht die Entwicklung nationalpolitischer Ideen und patriotischer Aktionen im Umfeld der Berliner Universität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie geht den Fragen nach, wie und von wem die Debatte um Nation, Patriotismus und Vaterland an der 1810 gegründeten Institution geführt wird und mit welchen Bedeutungen die Begriffe gefüllt sind. Wie wirken die zeitgeschichtliche Situation und ihre Ereignisse auf die Universität? Ist der großstädtische Standort – für die deutsche Bildungsgeschichte ein Novum – für ihre Geschichte maßgebend und übt diese urbane Konstellation Einfluss auf die Diskussion der politischen Idee der Nation an der Bildungseinrichtung aus? Schließlich gilt es zu fragen, wie sich die Wissenschaft zum Nationalgedanken stellt. Das Augenmerk gilt vor allem der Philosophischen Fakultät und ihren geisteswissenschaftlichen Fächern. Aber ebenso den Juristen und Theologen. Ziel ist es, zu bewerten, in welchem Maße der

1 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983, S. 303; Wolfgang Hardtwig: *Vom Elitebewusstsein zur Massenbewegung. Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500–1840*. In: Ders.: *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500–1914. Ausgewählte Aufsätze*. Göttingen 1994, S. 34–54, hier S. 47 ff.; Eric Hobsbawm: *The Age of Revolution. Europe 1789–1848*. Abacus 2007, S. 73 ff. und S. 164 ff.

nationalpolitische Aspekt zur Gründung der Institution während der französischen Besatzung beiträgt, wie er den Verlauf der Universitätsgeschichte während Restauration und Vormärz sowie im Jahr der Revolution 1848 bestimmt und ob sich Gehalt und Bedeutung der politischen Idee in knapp vierzig Jahren an oder durch die Universität verändern?

Die Arbeit geht diesen Fragen in drei Teilen nach, die jeweils eine zeitliche Phase der Berliner Universitätsgeschichte betrachten. Der erste Teil widmet sich der Zeit zwischen 1800 und 1815. Er trägt den Titel „Der patriotische Aufbruch“. Im zweiten Teil steht die Analyse der Zeit des „Restaurativen Zwischenspiels“ zwischen 1815 und 1830 im Mittelpunkt. Der dritte Teil behandelt die „Berliner Universität im Vormärz“ zwischen 1830 und 1848. Obwohl zu jedem Teil eigene Thesen formuliert werden, durchzieht eine Ausgangsthese die Betrachtung der Genese des Nationalgedankens über den gesamten Untersuchungszeitraum. Sie orientiert sich an Erkenntnissen der modernen Nationalismusforschung², wendet diese aber auf die Geschichte der Berliner Universität an und spezifiziert die Rolle der Institution in diesem Prozess: Die Gründung der Universität im Jahre 1810 ist ein nationalpolitisches Signal. In der Ausnahmesituation nach 1806, der tiefsten Krise Preußens, haben liberale und reformerische Kräfte für wenige Jahre in der Gestaltung des Staates freie Hand. Die Formulierung des Nationalgedankens ist eine Gemeinsamkeit dieser in sich völlig heterogenen Gruppe. Der Ausgang der Diskussion ist zu diesem Zeitpunkt unbestimmt. Mit der Universität schafft man eine nationale Bildungsinstitution und der Wissenschaft eine vermeintlich liberale Burg. 1815 beginnt die Konsolidierung reaktionärer Kräfte. Gleichzeitig nimmt sich die Wissenschaft der Nationalidee an. Dieser Schulterchluss zwischen Obrigkeit und Wissenschaft entschärft die progressiv-politische Stoßrichtung des Nationalgedankens und bringt ihn unterschwellig auf die Linie des preußischen Staates. Hort freiheitlicher Ideen bleibt die Philosophie, deren staatstreue Auslegung durch Hegel sich nach dessen Tod auflöst. Seine Schule interpretiert das Verhältnis zur bestehenden Ordnung offener und plädiert für Veränderung in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Obwohl die Einheit Deutschlands auch ein Wunsch dieser demokratisch-liberalen Richtung ist, legt sie den Nationalgedanken in einem kosmopolitischen Sinn, als Stufe auf dem Weg zur Freiheit aller Völker aus. In Konkurrenz dazu entwickelt sich an Berlins Universität eine Wissenschaftsauffassung, die eine Orientierung an der europäischen Gegenwart und politischen Neuerungen verwirft und den Blick auf die eigene Geschichte, die Individualität der Staaten und den nationalen Selbstbezug lenkt. Das Prinzip des Historismus setzt sich durch und begründet eine akademische Kultur, deren politische Implikation die Autorität vorhandener Strukturen festigt und einen staatstreuen Konservatismus wissenschaftlich fundiert.

Der Nationalgedanke verändert im Verlauf der vierzig Jahre an der Universität sein Gesicht von einer progressiv-politischen, wenn man so will „linken“ Idee, zu einer staatskonservativen „rechten“ Ideologie, deren Schicksal nicht in den Händen der Gegenwart liegt.³ Der Glaube an die Macht der Geschichte vereinnahmt dabei

2 Hardtwig: Vom Elitebewusstsein zur Massenbewegung, S.37.

3 Hardtwig spricht in diesem Zusammenhang davon, dass sich die Idee der „Volks-“ bzw. der

auch die Philosophie – das wissenschaftliche Konkurrenzmodell: Indem man in der Geschichte eine Kraft walten sieht, die bezüglich der Nationalidee zielführend ist, hat man einen positiven Beleg für die Leerstelle des Idealismus. Der Historismus erfindet mit seiner Botschaft von der Autorität historischer Strukturen die Philosophie neu: Mangelte es dem Idealismus immer an konkreten Bezugspunkten, erscheint nun die Geschichte und das in ihr waltende Schicksal als gelebte und objektivierte Philosophie, als *metaphysic in action*. Dem Menschen wird der Eingriff in seine Gegenwart nicht zugetraut, den Zeitpunkt politischer Veränderungen bestimmt die Geschichte auf der Basis vorhandener Strukturen. Die Berliner Universität liefert das Fundament dieser autoritären Staatsidee. Sie kriecht damit dem preußischen Staat ein wissenschaftliches Weltbild, das auf Deutschlands Einigung wirken soll und schließlich auch wirkt.

Ungeachtet des wissenschaftlichen Auftrags ist das Thema eine spannende Episode über die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts und die Wirkungsmacht einer Bildungsinstitution. Die vorliegende Arbeit untersucht somit nicht nur die Stichhaltigkeit ihrer Ausgangsthese. Sie erzählt auch eine Geschichte der Berliner Universität in den ersten vierzig Jahren ihres Bestehens.

FORSCHUNGSSTAND & QUELLENLAGE

Universitäten sind ein „Dauerthema des gesellschaftlichen Rasonnements“ konstatierte Jürgen Mittelstraß 1994.⁴ Die aktuelle Diskussion über Bildungsreformen in Deutschland, Master und Bachelorstudiengänge und Eliteuniversitäten bestätigt ihn darin. Dass in diesem Zusammenhang häufig der Name der Humboldt-Universität zu Berlin fällt, verwundert nicht: Der Aufbau der Institution läutet 1810 eine neue Epoche in der Geschichte der Universitätsreformen ein. Dass man heute beim Stichwort Bildungsreform den Vergleich mit dem „Modell Humboldt“ sucht, verleiht der Thematik auch unter Historikern neue Brisanz. Die geschichtswissenschaftliche Forschung hinterfragt den „Mythos Humboldt“ und setzt sich kritisch mit der Exportfähigkeit des vermeintlich „deutschen Universitätsmodells“ auseinander, das lange Zeit nur Wilhelm von Humboldt zugeschrieben wurde.⁵ Doch neben der heutigen und damaligen Diskussion um ein spezielles Fachstudium oder eine breit gefächerte Ausbildung der Persönlichkeit ist ein weiterer Aspekt höchst interessant: Da sich schon im 18. Jahrhundert an der Universität Göttingen eine neue Forschungspraxis durchsetzt, stellt sich die Frage nach einer darüber hinausgehenden Intention der Berliner Gründung. Führte neben der Errichtung eines

„Kulturation“ in Deutschland gegenüber der Vorstellung der „Staatsnation“ behauptet. Vgl. ebd., S. 52 ff.

4 Jürgen Mittelstraß: Die zeitgemäße Universität. Frankfurt a.M. 1994, S. 7.

5 Vgl. Mitchell G. Ash: Mythos Humboldt gestern und heute – zur Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten. Wien u.a. 1999, S. 7–28, hier S. 9 ff.; Marc Schalenberg: Humboldt auf Reisen? Die Rezeption des „deutschen Universitätsmodells“ in den französischen und britischen Reformdiskursen (1810–1870). Basel 2002, S. 17 ff.

neuen Wissenschaftsmodells und des Forschungsimperativs an Universitäten nicht auch ein nationalpolitischer Aspekt zur Gründung einer neuen Universität? Wie wichtig war die nationale Stoßrichtung für Gründung und Geschichte der Berliner Institution?⁶ Die Fragestellung reiht sich in den Forschungszweig ein, der nach der „Politik im Tempel der Wissenschaft“ fragt und der „politischen Funktion von Wissenschaft“ nachgeht.⁷

Insgesamt ist die Forschungslage zur Berliner Universitätsgeschichte zu umfangreich, um sie hier zu referieren: Die Historiographie geht seit nahezu 200 Jahren ihren Weg durch verschiedene politische Systeme und setzt jeweils andere Schwerpunkte. Ich stütze mich zu Fragen der Universitätsgründung und der Wissenschaftspolitik auf die Arbeiten von Rüdiger vom Bruch.⁸ Maßgeblich sind die Sammelbände von Mitchell G. Ash und Rainer Christoph Schwinges, speziell zur Rezeption Humboldts.⁹ Unverzichtbar ist der erste Teil der Monographie „Einsamkeit und Freiheit“ des Soziologen Helmut Schelsky – auch wenn man zu anderen Ergebnissen gelangt.¹⁰ Grundlegend sind nach wie vor das Opus Magnum von Max Lenz, Wilhelm Weischedels Sammelband mit Quellen zum 150jährigen Jubiläum der Universität und der dazugehörige Aufsatzband sowie die Nachschlagewerke zur deutschen Bildungsgeschichte und zur europäischen Universitätsgeschichte.¹¹

Folgt man Festreden und Begrüßungsworten ist die „nationale Stoßrichtung“ der Gründung ein allgemeinpopulärer Topos der Berliner Universitätsgeschichte. Erstaunlicherweise vernachlässigt die Forschung diesen Ansatz. Das war nicht immer so: Vor allem die Darstellungen des 19. Jahrhunderts erzählen die Historie der Berliner Universität als nationalpolitische Erfolgsgeschichte. Heute teilt sich die vorhandene Literatur zu diesem Thema in vier Gruppen, deren wissenschaftliche Erträge allesamt diversen Beschränkungen unterliegen.

- 6 Vgl. Rüdiger vom Bruch: Die Gründung der Berliner Universität. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.): Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert. Basel 2002, S. 53–73, hier S. 61; Luigi Marino: Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820. Übersetzt von Brigitte Szabó-Bechstein. Göttingen 1995, S. 417.
- 7 Timothy Lenoir: Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich. Übersetzt von Horst Brühmann. Frankfurt a. M. 1992; Rüdiger vom Bruch: Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Neue politische Literatur 37 (1992), S. 434–439, hier S. 435.
- 8 Vgl. vom Bruch: Gründung der Berliner Universität; Ders.: Zur Gründung der Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft um 1800. In: Gerhard Müller, Klaus Ries und Paul Ziche: Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800. Stuttgart 2001 (= Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 2), S. 63–78.
- 9 Siehe Fußnoten 3 und 4.
- 10 Wilhelm Weischedel: Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zu einer Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1960; Hans Leussink u. a. (Hrsg.): Studium Berolinensis. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität. Berlin 1960.
- 11 Karl-Ernst Jeismann und Peter Lundgreen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. III 1800–1870: Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches. München 1987; Walter Rüegg (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa. Bd. III: Vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg 1800–1945. München 2004.

Erstens: Die Forschung des 19. Jahrhunderts – allen voran das von dem Ranke-schüler Max Lenz 1910 zum hundertjährigen Jubiläum verfasste Mammutwerk – räumt dem Thema zwar einen hohen Stellenwert ein, ist in ihrer Konzeption aber einer Wissenschaftsauffassung verpflichtet, die aus heutiger Sicht nicht nur schwer verdaulich, sondern auch tendenziös ist: In ihrer am Historismus orientierten Ausrichtungen, die deutsche Geschichte auf das historische Ergebnis der Reichsgründung hin zu interpretieren, sind die Arbeiten von Max Lenz und Rudolf Köpke unverzichtbar, aber als Literatur nur bedingt tauglich.¹² Ähnlich verhält es sich mit Untersuchungen zu einzelnen Aspekten, Personen und Wissenschaften aus dem 19. Jahrhundert. Da die vorliegende Arbeit zwar die Kritik am Historismus beinhaltet, gleichzeitig aber auf dessen Schriften angewiesen ist, lohnt sich die Überlegung, sie als „Trilaterale Quellen“ zu benutzen. Diese Quellen funktionieren ähnlich wie eine Chronik: Die Schriften sprechen für ihre Zeit, das 19. Jahrhundert. Es handelt sich um eine Geschichtsschreibung, deren Wissenschaftsanspruch nicht nur darin besteht, die Authentizität historischer Ereignisse und ihrer Zusammenhänge festzulegen, sondern auch zu bewerten. Diese Wertung ist dem 19. Jahrhundert verpflichtet und entspricht damaligen Parametern. Die Autoren haben einen anderen Wissens- und Quellenkanon zur Verfügung, der heute verloren ist, aber in deren Werken durchschimmert. In einigen Fällen sind sie Augenzeugen der Ereignisse oder stehen – wie im Fall von Ranke und Lenz – in einem Lehrer-Schülerverhältnis, das sich wiederum in der Wertung niederschlägt. Zudem zitieren die Autoren Quellen, die heute teilweise nicht mehr auffindbar sind, uns aber durch sie zur Verfügung stehen, bzw. Hinweise auf ihren Standort liefern. Eine theoretische Erörterung dieses Problems muss an anderer Stelle erfolgen. Grundsätzlich sei gesagt, dass ohne Max Lenz eine solche Arbeit nicht zu schreiben ist, seine „Geschichte der Universität Berlin“ aber keine Sekundärliteratur im eigentlichen Sinne darstellt. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse des dritten Teils der Dissertation. Dieser überführt die Autoren des Historismus der Parteilichkeit, die zu einer Kanonisierung der preußisch-deutschen Wissenschaftsgeschichte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein führt. Eine Lesart zu finden, die die Tendenzen der Historiographie des 19. Jahrhunderts erkennt, ihre Ergebnisse dennoch kritisch zu nutzen weiß, wird eine der Herausforderungen der Arbeit sein.

Zweitens: Einige Forschungsbeiträge, die sich Teilaspekten des Themas zuwenden, sind schwer zugänglich oder liegen nur in ungedruckter Form vor. Es handelt sich um Arbeiten aus den 60er und 70er Jahren, die in der ehemaligen DDR verfasst wurden.¹³ Diese Literatur hat ein hohes Maß an Quellenarbeit geleistet und eine Reihe kluger Ansätze für die Universitäts- und besonders die Studentengeschichte

12 Max Lenz: Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 4 Bde. Halle 1910; Rudolph Köpke: Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand. Berlin 1860.

13 Vgl. z.B. Willi Schröder: Burschenturner im Kampf um Einheit und Freiheit. Berlin 1967; Heinz Kossak: Die gesellschaftliche Stellung der Berliner Universität im Spiegel der Wirksamkeit der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten in den Jahren 1819 bis 1848. Leipzig 1977.

formuliert. Allerdings sind auch diese Arbeiten kritisch zu hinterfragen und teilweise sehr schwer zugänglich.

Gleiches gilt für eine *dritte* Literaturgruppe: Hervorragende Arbeiten aus dem angelsächsischen Raum sind nicht übersetzt, nur in wenigen Bibliotheken verfügbar und werden nicht wieder aufgelegt.¹⁴

Viertens: Die einschlägigen deutschsprachigen Veröffentlichungen widmen sich dem Thema wenn überhaupt nur in sehr knapper Form.¹⁵ Walter Rüegg verweist nicht umsonst im Vorwort zum dritten Band des Handbuchs zur europäischen Universitätsgeschichte auf den allgemein lückenhaften Forschungsstand dieser Zeit und ruft zu einer „vertiefenden Behandlung“ der Epoche auf.¹⁶ Allgemein fehlt eine darstellerische Synthese, die verschiedene Aspekte der wissenschaftshistorischen Forschung am Beispiel der Berliner Universität zusammenführt und dabei auch die besondere Lage der Berliner Universität in Betracht zieht: Anders als Jena, Tübingen, Heidelberg und mit Abstrichen auch Leipzig ist die Berliner Universität in einer großen Stadt beheimatet. Diese urbane Situation ist bislang in der Forschung kaum berücksichtigt.¹⁷ Gleichsam sind Teilaspekte des Themas gut erforscht, wenn auch nicht ausreichend aus universitätshistorischer Perspektive beleuchtet. Das gilt sowohl für den Prozess des *nationbuilding* im Vormärz, als auch für einzelne Ereignisse, Personen und Wissenschaftszweige.¹⁸

Der Hauptzugriff zum Thema erfolgt über Quellen. Da in der neueren Forschung der nationale Aspekt der Berliner Universitätsgründung im Hintergrund steht, gilt es, bekannte Quellen erneut zu untersuchen. Da die Auseinandersetzung mit dem Nationalgedanken im frühen 19. Jahrhundert die Bühne der Öffentlichkeit sucht, haben publizierte Quellen Vorrang vor Archivalien. Zentrale Primärquellen der Arbeit sind Denkschriften zum Gründungsprozess und zur Wissenschafts- und Universitätspolitik. Hinzu kommen die Publizistik der Universitätsangehörigen und der Institution nahe stehender Personen: Wissenschaftliche Abhandlungen, Theoretische Arbeiten, Monographien und Aufsätze, Vorworte zu Neuauflagen,

14 Vgl. Charles McClelland: *State, University and Society in Germany 1700–1914*. Cambridge 1980; R. S. Turner: *The Prussian Universities and the Research Imperative 1806–1848*. Princeton 1973.

15 Vgl. Pierangelo Schiera: *Laboratorium der bürgerlichen Welt. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert*. Übersetzt von Klaus Peter Tieck. Frankfurt a. M. 1992, S. 24; Ulrich Muhlack: *Die Universitäten im Zeichen von Neuhumanismus und Idealismus*. In: Peter Baumgart und Notkar Hammerstein (Hrsg.): *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen in der frühen Neuzeit*. Mendeln 1978.

16 Vgl. Rüegg (Hrsg.): *Geschichte der Universität in Europa III*, S. 41.

17 Ansätze bei Sven Haase: *Metropolitane Gelehrsamkeit statt Einsamkeit und Freiheit – Die Diskussion um den Universitätsstandort Berlin um 1800*. In: Iwan D’Aprile, Martin Disselkamp, Claudia Sedlarz (Hrsg.): *Tableau de Berlin. Beiträge zur „Berliner Klassik“*. Hannover 2005, S. 113–128.

18 Vgl. zur Situation der Universität Jena: Klaus Ries: *Wort und Tat. Das politische Professorentum an der Universität Jena im frühen 19. Jahrhundert*. Stuttgart 2007 (= *Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* 20); Gleiches gilt für Arbeiten zu einzelnen Professoren: Bei Schleiermacher folge ich bspw. den Biografien von Kurt Nowak und Matthias Wolfes, bei Savigny orientiere ich mich am Ansatz des Rechtshistorikers Joachim Rückert.

Vorlesungen, Prüfungsthesen und Predigten, Festreden, Fachvorträge, Flug- und Streitschriften sowie Reiseberichte. Einige der Hauptprotagonisten gründen Zeitschriften. Sie sind ein weiterer Baustein im umfangreichen Quellenkorpus. Der offizielle und persönliche Briefverkehr der Protagonisten, ihre Tagebücher und literarischen Essays komplettieren diese Bandbreite. Hilfreiches Hintergrundwissen und neu aufbereitete empirische Basisinformationen über die Vorlesungen an Berlins Universität sowie die Matrikel geben die unverzichtbaren und umfangreichen Arbeiten von Wolfgang Virmond¹⁹ und Peter Bahl.²⁰

Als Sekundärquellen werden nachbearbeitete Tagebücher, Erinnerungen, Autobiografien, Literatur und Dichtung im Literaturverzeichnis gesondert aufgeführt. Gleiches gilt für die „Trilateralen Quellen“ und Archivalien, die vor allem im zweiten Teil zur Studentengeschichte hinzugezogen werden.

Die Stellung der Universität zur Entwicklung des Nationalgedankens ist von zentraler Bedeutung, aber es fehlt an ihrer interdisziplinären Untersuchung. Aufgabe muss es daher sein, den aktuellen Stand der Einzelforschungen mit wissenschaftshistorischen Fragestellungen und einer neuen Quellenlektüre zu verbinden und eine moderne und lesbare Darstellung der Berliner Universität zu formen, die der Ausgangsfrage auf dem heutigen Stand der Forschung nachgeht, aber auch eine Geschichte erzählt. Den Verlauf dieser Geschichte möchte ich mit folgender Methode untersuchen.

METHODE

Da die Auseinandersetzung mit der Geschichte einer Universität den Blick in die einzelnen Fakultäten und Fächer erfordert, ist die methodische Vorgehensweise zwangsläufig interdisziplinär. Zwar liest man philosophische Abhandlungen und juristische oder theologische Texte als Historiker und durchleuchtet sie nach historisch verwertbaren Aussagen, dennoch bleiben es wissenschaftliche Fachtexte, die nach eigenen Regeln verfasst sind. Dem ungeachtet gehören sie zum Korpus der Quellen. Diese Konsequenz orientiert sich an den Ansprüchen der modernen historischen Forschung. Die Überwindung der Einzeldisziplinen wird auch in der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte gefordert, erhöht sie doch den Erkenntniswert einer Untersuchung.²¹ Ereignisgeschichtliche Voraussetzungen, lokale und gesellschaftliche Strukturen und gesellschaftsprägende ideelle und philosophische Tendenzen in die Untersuchung des Nationalgedankens an der Berliner Universität mit einzubeziehen, ist das erklärte Ziel der Dissertation – nicht zuletzt, weil alle drei Aspekte zusammenhängen. Einem soziologischen Ansatz folgend begreife ich den Untersuchungs-

19 Wolfgang Virmond (Hrsg.): Die Vorlesungen der Berliner Universität 1810–1934 nach dem deutschen und lateinischen Lektionskatalog sowie den Ministerialakten. Berlin 2011.

20 Peter Bahl und Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Die Matrikel der Friedrich-Wilhelms-Universität: 1810–1850. 3 Bde. Berlin 2010.

21 Vgl. Rüdiger vom Bruch: Methoden und Schwerpunkte der neueren Universitätsgeschichtsforschung. In: Werner Buchholz (Hrsg.): Die Universität Greifswald und die deutsche Hochschul-landschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 2004, S. 9–26, hier S. 9 ff.

zeitraum als das Forschungsfeld, die Universität als Forschungsgegenstand. Räumlich gedacht entsteht ein Koordinatensystem, das mit Untersuchungskategorien versehen wird. Die Untersuchungskategorien *Situation & Ereignis*, *Ort & Gesellschaft* sowie *Idee & Institution* verbinden drei ineinander greifende historische Betrachtungscuster und liefern die methodische Grundlage: Die Betrachtung der ereignisgeschichtlichen *Situation* wird mit der Untersuchung der soziokulturellen Struktur des *Ortes* Berlin und seiner *Gesellschaft* verknüpft. Zusammen mit der Reflexion *ideengeschichtlicher* Tendenzen der Zeit, gespeist aus Spätaufklärung, Neuhumanismus und romantischem Idealismus liefern diese Kategorien den Voraussetzungenkatalog, mit dem die Gründung der *Institution* Universität und ihre Rolle innerhalb der Entwicklung des Nationalgedankens erörtert wird. Es geht darum, das Ereignis Universitätsgründung und die Entwicklung der Bildungseinrichtung, die im Laufe des Jahrhunderts zur Vorbildinstitution wird, in einen situativen, lokalen und ideellen historischen Zusammenhang zu stellen. Das bedeutet, die Frage nach einer Beteiligung der Universität an der zeitgenössischen Diskussion um Patriotismus und Nation mit der Untersuchung der ereignisgeschichtlichen Voraussetzung, den besonderen lokalen und kulturellen Gegebenheiten der preußischen Hauptstadt sowie mit der damaligen Diskussion über Bildungsphilosophie und Erziehungsmodelle zu koppeln. Durch die Verknüpfung von Ereignis-, Sozial- und Ideengeschichte entsteht ein wissenschafts- und kulturgeschichtliches Untersuchungsspektrum, das die Vielfalt des Themas einfängt. Diese Methodik ermöglicht zwei alternative Lesarten. Einerseits lässt sich die Arbeit der Reihenfolge der Kapitel entsprechend lesen, andererseits kann der Leser der Einteilung in Kategorien folgen.

Die Bedeutung einzelner Personen für die Geschichte der Berliner Universität ist so groß, dass man um die Einbeziehung einer biografischen Methodik nicht herum kommt: Persönlichkeiten wie Humboldt, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Savigny, Ranke oder Gans prägen die Geschichte der Institution und dominieren die Rezeption. Bei der Bewertung verfällt man schnell subjektiven Kategorien (Sympathie, Interpretation) oder lässt sich von der vorherrschenden Meinung der Wirkungsgeschichte blenden. Diesem Dilemma gilt es auf mehrfache Weise entgegenzuwirken:

Zum einen durch die simple Vorgehensweise, sich diesen Persönlichkeiten zuerst auf dem Weg der Quellen zu nähern und die Literatur später hinzuzuziehen. Zum anderen durch die Berücksichtigung der methodischen Vorschläge Margit Szöllösi-Janze: An Hagen Schulzes Überlegungen anknüpfend, der die biografische Forschung mit einer geologischen Tiefenbohrung vergleicht, wobei die untersuchte Person die Rolle des Bohrkerns einnimmt, versucht Szöllösi-Janze anhand einzelner Wissenschaftlerbiografien Aussagen über den Berufszweig zu machen. Ihr Ziel ist es, das Bild einer Gruppe von Menschen in einer bestimmten Epoche, die Bedingungen unter denen sie leben, arbeiten, kommunizieren und ihren Alltag bestreiten, durch die Betrachtung eines oder mehrerer exemplarischer Einzelfälle dichter und schärfer zu gestalten.²² Zuletzt gilt es, *Instrumente* zu entwerfen oder zu benutzen, die den Zugang erleichtern. Die Anwendung des Generationskonzeptes

22 Vgl. Margit Szöllösi-Janze: Lebensgeschichte – Wissenschaftsgeschichte. Vom Nutzen der Biografie für die Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte. In: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000), S. 17–35, hier S. 21 ff.

auf die Studentenschaft und die Abgleichung der Ergebnisse mit drei exemplarischen Einzeluntersuchungen ist so ein Instrument. Ein anderes ist der Gebrauch des literarischen Doppelmotivs „Helden & Schurken“, das hilft, die Ereignisse um die Entlassung des Berliner Theologen De Wette besser zu verstehen. Die Annäherung an den Juristen Savigny und die Erfindung des Historismus entlehne ich den Ansätzen Joachim Rückerts, der die Savignys Rechtswissenschaft zugrunde liegende Philosophie als „objektiven Idealismus“ neu bewertet. Die Verehrungen oder Verwerfungen der Rezeptionsgeschichte werden so einer Prüfung unterzogen.

Die Arbeit behandelt die Entwicklung des Nationalgedankens, den ich als eine politische Idee begreife. Vor der eigentlichen Untersuchung des Untersuchungszeitraumes in drei Teilen möchte ich mit einer Begriffsdiskussion beginnen. In diesem Teil werden die Begriffe des Nationalgedankens, des Patriotismus und Nationalismus definiert.

BEGRIFFSDISKUSSION: NATIONALGEDANKE, PATRIOTISMUS UND NATIONALISMUS UM 1800

Die Schwierigkeit bei der Bestimmung historischer Begriffe besteht in ihrer unterschiedlichen Bedeutung zu verschiedenen Zeiten. Begriffe befinden sich im Wandel, ihre Definitionen verändern sich im Lauf der Geschichte. Vom Bedeutungskern zu Beginn einer Entwicklung können am Ende lediglich Konturen übrig bleiben. Bei den Termini „Nation“, „Volk“ und ihren impliziten Grundhaltungen oder Bewegungen „Patriotismus“ und „Nationalismus“ handelt es sich um „mehrdeutige Begriffe mit definierbaren Bedeutungskernen, aber selten randscharfen Bedeutungsfeldern“, deren Semantik im historischen Sprachgebrauch Schwankungen unterliegt.²³ Eine unverfängliche Schlüsseldefinition der „Nation“ liefert der Brockhaus. Danach bezeichnet die „Nation“ den Rahmen, „innerhalb dessen sich Menschen neben kultureller Eigenständigkeit v. a. politische Selbständigkeit unter Verweis auf eine als gemeinsam angenommene Geschichte, Tradition, Kultur, Sprache zumessen“.²⁴ Etwas griffiger formuliert der Politikwissenschaftler Antony D. Smith Nation als „a named human population occupying an historic territory and sharing common myths and memories, a public culture, and common laws and customs for all members“.²⁵ Hierzulande tendiert die historische Forschung dazu, die Nation als

23 Vgl. Bernd Schönemann: Volk, Nation, Nationalismus, Masse. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 7: *Verw.–Z.* Stuttgart 1992, S. 281–380, hier S. 281.

24 Artikel „Nation“. In: *Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden*. Bd. 15: *Moe–Nor*. Mannheim 1991, S. 344–347, hier 344.

25 Zitiert nach: John Brueilly: *Changes in the political uses of the nation: continuity and discontinuity*. In: Len Scales und Oliver Zimmer (Hrsg.): *Power and the Nation in European History*. Cambridge 2005, S. 67–101, hier S. 68.

„gedachte Ordnung“²⁶ und sozio-kulturelle Konstruktion²⁷ zu sehen. M. Rainer Lepsius schlägt für den Zeitraum zwischen 1800 und 1850 drei relevante Idealtypen vor: Zum einen die „Volksnation“, die sich als ethnische „Abstammungsgemeinschaft“ konstituiert. Zum zweiten die „Kulturnation“, die auf kulturellen Bestimmungsmerkmalen beruht. Zuletzt die „Staatsbürgernation“, die sich auf „staatsbürgerliche Gleichheitsrechte und die Verfahren der demokratischen Legitimation der Herrschaft durch die Staatsbürger“ gründet.²⁸ Idealtyp eins und zwei legitimieren sich „vorphilosophisch“, d.h. die Nation ist nicht als „politisch verfasster Solidaritätsverband von Staatsbürgern“ konzipiert, während der dritte Idealtyp auf der expliziten Teilnahme am Staat und seiner Politik basiert.²⁹ Historische Prozesse forcieren inhaltliche Überschneidungen der Idealtypen. In Deutschland unterliegt die Auseinandersetzung mit der Nation allein deshalb politischen Implikationen, weil sie das grundsätzliche Ziel formuliert, eine wie immer geartete staatliche Einheit mit dem kulturellem Territorium der Nation in Deckung zu bringen.

Der Nationalgedanke, der in Deutschland seit 1500 und verstärkt im 18. Jahrhundert artikuliert wird, ist keinem dieser Idealtypen ausschließlich verpflichtet, enthält aber Elemente aller drei Variationen. Zwischen ihm und dem Nationalbewusstsein besteht eine Verwandtschaft. Beides zielt auf die Konstituierung der Nation, ist ihr ideeller Antrieb und Handlungsanleitung. Der Nationalgedanke ist die politische Idee, die hinter der sozialen und kulturellen Ordnungskategorie steht. Für den Fall Deutschlands um 1800 lässt er sich als politische Idee klassifizieren, weil er die Veränderung des politischen Zustandes impliziert. Die Vorstellung einer gemeinsamen Geschichte und Kultur ist dem Nationalgedanken ebenso inhärent, wie der Glaube an die Überwindung der territorialen Zersplitterung Deutschlands. Ein vereintes Vaterland steht ungeachtet der politischen Form dieses Staates als Zukunftsvision fest. Die Vorstellung von Staatlichkeit macht ihn zur politischen Idee. Die Diskussion des Nationalgedankens dreht sich auch um die politische Ordnung dieses Staates. Sie beinhaltet die Frage, unter welchen politischen Umständen man leben will. In der begrifflichen Vorstellung um 1800 sind die Differenzierungen in Volks-, Kultur- oder Staatsnation in Umrissen vorhanden, spielen aber eine weniger gewichtige Rolle, weil es sich um in der Rückschau theoretisch ausdifferenzierte Interpretationsmuster eines Gegenstandes handelt, den es um 1800 erst einmal als Ganzes zu erfassen gilt. Dennoch ist die Diskussion vielschichtig und heterogen. Es bilden sich unterschiedliche Verständnisse von Politik heraus – etwa ein liberaler und ein konservativer Politikbegriff oder eine am westlichen Liberalismus orientierte Auffassung³⁰ – und prägen die Nationalidee. Die Grundsätze einer aktiven

26 M. Rainer Lepsius: Nation und Nationalismus in Deutschland. In: H. A. Winkler (Hrsg.): Nationalismus in der Welt von Heute. Göttingen 1982 (= Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 8), S. 12–27, hier S. 13.

27 Vgl. Bernhard Giesen: Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit. Frankfurt a.M. 1993, S. 9 und S. 24 ff.

28 M. Lepsius: Nation und Nationalismus in Deutschland, S. 12–27.

29 Vgl. ebd., S. 16, 21 und 23 ff.; dazu Hardtwig: Vom Elitebewusstsein zur Massenbewegung, S. 36 ff.

30 Vgl. Volker Sellin: Politik. In: Brunner, Conze, Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 4: Mi-Pre. Stuttgart 1978, S. 789–874, hier S. 847 ff.

und einer passiven Politik sind von Beginn an immanent. Um 1800 ist dieser Richtungsstreit nicht entscheiden. Die Zeit zwischen 1800 und 1848 erscheint als Kaleidoskop nationalpolitischer Ansichten, hier entwickeln, verändern und präzisieren sich Nationalgedanke und seine politischen Implikationen.

In der Welt von 1800 hätte man den Umgang mit dem Nationalgedanken und seine Erscheinungsform Patriotismus genannt. Die heutige Forschung operiert mit dem Begriff des Nationalismus.³¹ Bei der Auseinandersetzung mit beiden Begriffen, sticht schnell eine vermeintliche Analogie ins Auge. Scheinbar lassen sie sich nur schwer getrennt voneinander betrachten, wenngleich sie eigentlich etwas anderes bezeichnen. Patriotismus wird als „freiwillige Bereitschaft zu Dienst und Opfer“ und als gefühlsbetonte Hingabe an das überpersönliche staatliche Ganze“ beschrieben, während der Nationalismus als „Ideologie“ bezeichnet wird, die aggressiv „den Gedanken der Nation und des Nationalstaats nach außen vertritt“. Der Übergang zwischen beiden Begriffen könne jedoch fließend sein.³² Patriotismus klingt entschärfter und positiver, Nationalismus ist hingegen negativ konnotiert. In der Nationalismusforschung hat auch die Auseinandersetzung mit dem Patriotismus ihren Platz. Patriotismus wird als eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, als ein sich früh und unbestimmt artikulierendes Bewusstsein gegenüber der Heimat betrachtet, während der Nationalismus als eine politische Bewegung eher dem 19. Jahrhundert zugeordnet wird.³³ Dem Patriotismus haftet in diesen Darstellungen oft etwas harmlos Biederer an. Der Nationalismus sei hingegen eine gefährliche, aber auch treibende Kraft der Geschichte. Kann nicht aber ein Patriot nationalistisch sein, bzw. der Patriotismus übersteigerte, ausgrenzende, aggressive und ideologische Züge tragen? Können nicht beide Begriffe historisch gesehen auf der Suche nach Nation und nationaler Identität unterschiedliche Stationen sein, die jedoch, wenn sie erst einmal erreicht und passiert sind, verwechselt oder vermischt werden? Sicher ist Patriotismus der ältere Begriff und stellt, um im Bild zu bleiben, auf dem Weg zur Nation eine frühere Etappe als der Nationalismus dar. Über die Bedeutung des Begriffs in späteren Zeiten sagt das allerdings wenig aus. Was also bedeutet Patriotismus um 1800?

Etymologisch leitet sich der Begriff vom griechischen „Patriota“ (*auf den Ursprung zurückgehend*) ab, der als lateinische Bezeichnung für *Landmann* im Mittelalter auftaucht und über das französische „patriotisme“, die *Vaterlandsliebe*, ab dem 16. Jahrhundert den Weg ins Deutsche findet.³⁴ Nach der Definition aus Zedlers Universallexikon von 1740 ist ein Patriot „ein rechtschaffener Landfreund, der Land und Leuthen redlich vorstehet und sich die allgemeine Wohlfahrt zu Herzen

31 Vgl. Hardtwig: Vom Elitebewusstsein zur Massenbewegung, S.34 ff.; John Breuilly: Nationalismus und moderner Staat. Deutschland und Europa. Übersetzt von Johannes Müller. Köln 1999 (= Kölner Beiträge zur Nationsforschung 6), S. 15; Hobsbawm: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Übersetzt von Udo Rennert. München 1996.

32 Die Zitate sind den Artikeln „Patriotismus“ und „Nationalismus“ der Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden entnommen.

33 Vgl. Peter Alter: Nationalismus. Frankfurt a.M. 1985, S. 10 ff.

34 Vgl. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 7. Leipzig 1889, S. 1504 ff.

gehen lässt“.³⁵ Rudolf Vierhaus verortet den Höhepunkt dieser „moralisch-politischen Haltung“ im 18. Jahrhundert.³⁶ Er definiert Patriotismus als eine „durch Altruismus, Wohlwollen, Einsicht und Rechtschaffenheit bestimmte Tugend“. Als Patriot halte man an bestehenden Ordnungen fest. Eine Ausgabe der in Ulm erscheinenden Zeitschrift der „Alte Deutsche“ von 1775 gibt an, ein Patriot handle „voll redlicher Treue gegen seine Obrigkeit und Vorgesetzten“ und Goethe, der im Dichterkollegen Gleim den Vorzeigepatrioten sieht, schreibt über ihn: „Alles Revolutionäre ist ihm höchst verhasst“.³⁷ Patriotismus bezeichnet demnach eine moralische und sittliche, auf Harmonie und Maßhaltung bedachte Loyalitätserklärung an Land und Herrscher, die vor allem von Adel und Bürgertum getragen wird. Natürlich geht es nicht um irgendein beliebiges Land oder allgemein um Könige und Grafen, sondern um das eigene Land und die eigene Obrigkeit. Aber was genau ist das Vaterland in Deutschland um 1800?

Dieser Misere wohl bewusst entwerfen Dichter, Literaten, Publizisten und „patriotische Gesellschaften“ im 18. Jahrhundert verschiedene „Patriotismuskonzeptionen“, die sich an der allgemeinen Formulierung orientieren, also das Verhältnis zum Gemeinwesen definieren, den Gegenstand des Patriotismus aber unterschiedlich bestimmen. Diese Konzeptionen unterscheiden sich von ihren Inhalten und durch den Tonfall und die Wortwahl, mit denen sie vorgetragen werden. Drei idealtypische Variationen sind besonders relevant: Der Reichspatriotismus, der preußische Patriotismus der Aufklärung und ein universeller, kosmopolitischer Patriotismus.³⁸

Die Begeisterung für den Reichspatriotismus hängt mit historischen Ereignissen zusammen. So erzeugen z. B. die Erfolge Prinz Eugens gegen die Türken, besonders die Befreiung Wiens 1683, ein Gemeinschaftsgefühl zwischen Kaiser und Reich. Auch der Fürstentag von 1785, auf dem die Reichsstände versuchen, den großen Staaten Preußen und Österreich ein alternatives Staatskonzept entgegenzustellen, macht den Reichspatriotismus kurzzeitig populär. Die bekannteste Schrift des 18. Jahrhunderts, die für diese Form der Zugehörigkeit eintritt, ist Friedrich Carl Freiherr von Mosers „Vom deutschen Nationalgeist“ von 1764. Schon Carls Vater, der Reichsjurist Johann Jacob Moser, setzt sich in Tat und Schrift für die Belange des Reiches ein. Sein Sohn folgt dem Vorbild des Vaters. Für Carl v. Moser ist das Reichssystem die ideale, historisch gewachsene und damit identitätstiftende deutsche Verfassung. Reichs- und Landstände garantieren tradierte, daher bewährte

35 Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universallexikon. Bd. 26: P–Pd. Graz 1961, S. 1393.

36 Vgl. Rudolf Vierhaus: Patriotismus – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung. In: Ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegung. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S. 96–109, hier S. 101.

37 Ebd., S. 97.

38 Vierhaus beschränkt sich auf zwei dieser Kategorien. Hier soll aber der weltoffene Patriotismus, wie ihn etwa die Weimaraner Herder, Wieland und Goethe vertreten, als eigenständige Konzeption behandelt werden, da er den anderen vollkommen entgegensteht und im 19. Jahrhundert eine eigenständige Entwicklung nimmt, die bis 1848 relevant ist. Folgen werde ich Vierhaus dagegen in der Problematisierung einer idealtypischen Darstellungsweise, denn zwischen den Konzeptionen, „die hier idealtypisch beschrieben sind, hat es zahlreiche Berührungen gegeben“. Vgl. Vierhaus: Patriotismus, S. 105.

und praxisnahe Rechtsordnungen sowie kulturelle Vielfalt, die wiederum den „Kern der Freiheit“ – natürlich einer ständischen Freiheit – ausmacht.³⁹ Patriotismus soll sich daher auf diesen Zustand beziehen und das Reich als Grundlage eines deutschen Nationalgeistes ansehen. Die einzige Möglichkeit, den Verfall der politischen Kultur aufzuhalten und den Gemeinsinn zu fördern, sieht Moser im Reichspatriotismus und in der Stärkung der Reichsinstitutionen. Seine Idee zielt auf die Festigung kleinerer Reichsstände und Landschaften, deren Existenz er durch das Großmachtsstreben mächtiger Fürsten bedroht sieht. Für Moser liegt im absolutistischen System preußischer Prägung der Niedergang des Reiches begründet. Hier stützt ein stehendes Heer die uneingeschränkte Macht des Monarchen. In seinen Augen liefert Preußen im Siebenjährigen Krieg, als die Armee Friedrichs II. siegreich gegen Reichsheere zu Felde zieht, partikularstaatlichen Interessen einen Präzedenzfall.⁴⁰ Dieser „konservative Patriotismus“ (Vierhaus) ermöglicht einerseits die Solidarität mit dem Reich, andererseits lässt er noch genügend Raum für die eigene Landschaft und die nächstliegende Obrigkeit.

Ein alternatives, moderneres Konzept findet gerade im von Moser kritisierten absolutistischen System den Gegenstand vaterländischer Gesinnung und im Aspekt der Staatlichkeit den patriotischen Bezugspunkt. Unabhängig von Sprache, Kultur oder Abstammung garantiert ein Staat als geschlossene Institution durch Gesetze gesellschaftliche Ordnung und bürgerliche Freiheit.⁴¹ Besonders das aufgeklärte Preußen von Friedrich II. verkörpert diesen Staat. Der Grundstein eines neuen Patriotismus liegt für viele in der traditionell toleranten Einwanderungspolitik Preußens. Aber besonders die „zeitgeschichtlich überragende Figur“ Friedrich II. (Priegnitz) bietet die ideale Projektionsfläche für patriotische Ideen. Nicht zuletzt deshalb, weil er das patriotische Konzept für seinen Staat selbst erfindet. Im Politischen Testament von 1752 ruft er den Adel zu „patriotischem Sinn und Standesbewußtsein“ auf. Alle adligen Offiziere sollen, „aus welcher Provinz sie auch kommen, als Preußen gelten, (...) alle Provinzen (...) eine Einheit bilden“.⁴² Indem Friedrich dem Adel weitreichende Privilegien zugesteht, sichert er ihn sich als wichtigen Verbündeten und macht ihn zum Träger des Patriotismus. Zum einen führt er den Adel als gesellschaftliches Vorbild an. Der Patriotismus der Aristokratie soll von den Untertanen übernommen werden. Zum anderen installiert er geschickt eine Tradition, indem er Lebensweise und Selbstverständnis des Adels als „preußisch“ definiert. Die Nachwirkungen davon bekommen die ostelbischen Bauern noch in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts zu spüren. Schlussendlich wird Friedrich selbst zur Symbolfigur dieses „aufgeklärt-preußischen Patriotismus“ (Vierhaus). Dichter

39 Vgl. Karl Otmar Freiherr von Aretin: Reichspatriotismus. In: Günther Birtsch (Hrsg.): Patriotismus. Hamburg 1991 (= Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 4.2), S. 25–36, hier S. 32.

40 Vgl. Aretin: Reichspatriotismus, S. 27 ff.

41 Vgl. Christopher Priegnitz: Vaterlandsliebe und Freiheit. Deutscher Patriotismus von 1750–1850. Wiesbaden 1981, S. 14.

42 Friedrich II.: Das Politische Testament von 1752. Einige politische Maximen den Adel betreffend. In: Otto Bardong (Hrsg.): Friedrich der Große. Darmstadt 1982 (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. Bd. XXII), S. 198.

wie Ramler, Gleim, Ewald v. Kleist oder die Karschin verehren den König als „ersten Patrioten“, der die Ideale der Aufklärung verkörpert und zum Vorbildkönig von ganz Deutschland werden könnte.⁴³

Zum einflussreichsten Apologeten dieses preußischen Patriotismus wird pikanterweise ein Reichsstädter. Der Ulmer Thomas Abbt stößt nach dem Studium in Halle und einer Anstellung als Extraordinarius an der Universität Frankfurt/Oder 1761 zum Berliner Aufklärungszirkel um Friedrich Nicolai, Gleim und Mendelsohn. Im selben Jahr, unter dem Eindruck des Siebenjährigen Krieges erscheint seine Schrift „Vom Tod fürs Vaterland“, in der er seine Vorstellung vom Patriotismus publiziert. Für Abbt muss das Vaterland nicht der Geburtsort sein, sondern kann durch „freie Entschließung“ gewählt werden. Hauptkriterium für die Ausbildung von Patriotismus ist ein funktionierendes System von Gesetzen, „die mir nicht mehr von meiner Freiheit nehmen, als zum Besten des ganzen Staates nöthig ist“.⁴⁴ Als politisches System kann die Monarchie diese Freiheit ebenso garantieren wie eine Republik. Bedingung: Der Monarch muss im Sinne der Aufklärung regieren. Dieser Monarch ist für Abbt Friedrich II. Die eigene Nation sieht er als „ein verewigtes Muster für andere Nationen“, Preußen als exemplarisches Beispiel für den modernen Staat.⁴⁵

Neu an Abbts Konzeption ist der Topos der Opferbereitschaft. Die Hingabe des Einzelnen für das Ganze, für König, Land und Gemeinwesen bis in den Tod, bezieht sich auf die aktuellen Kriegseignisse. Dass Abbt in diesem Zusammenhang den Begriff des „Enthusiasmus“⁴⁶ einführt, mit dem auch die Patrioten von 1813 zum bewaffneten Kampf gegen Napoleon aufrufen, ist eine auffällige Parallele zwischen einem Patriotismuskonzept, das den als besonnen geltenden Aufklärern zugesprochen wird, und einem aggressiven Patriotismus oder Nationalismus, wie ihn später E.M. Arndt, Heinrich v. Kleist aber auch Niebuhr, Schleiermacher und andere Mitglieder der Berliner Universität zeitweise einfordern.

Ein drittes Modell stellt der Patriotismus in weltbürgerlicher Absicht dar. 1780 plädiert Christoph Martin Wieland dafür, die politische Realität der zersplitterten deutschen Staatsverfassung anzuerkennen, da gerade die staatliche Ungebundenheit ein hohes Maß an „menschlicher und bürgerlicher Freiheit“ garantiere.⁴⁷ In seinem Aufsatz „Das Geheimnis des Kosmopoliten Ordens“ von 1788, der komplexen Darstellung einer virtuellen Geheimgesellschaft, belehrt der Weimaraner im Sinne seiner Aufklärungsauffassung. Kosmopolit sei man ohne Zwang und aus Überzeugung: „Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichen und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens

43 Priegnitz: Vaterlandsliebe, S. 17 ff.; Franz Muncker (Hrsg.): Anacreontiker und preußisch-patriotische Lyriker: Hagedorn, Gleim, Kleist, Ramler, Karschin. Stuttgart 1915 (= Deutsche National-Literatur Bd. 45), S.VIII.

44 Thomas Abbt: Vom Tode fürs Vaterland. In: Ders.: Vermischte Werke. Zweiter Theil. Berlin und Stettin 1781 (= Thomas Abbt: Vermischte Werke in drei Bänden. Bd. I. Reprint. Hildesheim und New York 1978), S. 1–103, hier S. 17.

45 Ebd., S. 51 ff.

46 Ebd., S. 91.

47 Schönemann: Volk, Nation..., S. 313.

als ebenso viele Zweige einer einzigen Familie und das Universum als einen Staat“.⁴⁸ Vaterlandsliebe sei dem Kosmopoliten eine „unverträgliche Leidenschaft“, den Gesetzen des Staates, in dem er lebt, unterwirft er sich als Weltbürger und aus Notwendigkeit, da ihm jede „Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel“ fern liege. Für ihn gibt es nur eine Regierungsform, „die Regierungsform der Vernunft“.⁴⁹ Sie ist nicht an den Geburtsort oder an eine spezielle Staatsverfassung gebunden. In späteren Schriften bleibt Wieland dem Patriotismus und besonders seiner enthusiastischen Ausprägung gegenüber skeptisch, schließlich gehe es frei nach dem klassisch-humanistischen Motto der Weimaraner ja um die Ausbildung zum Menschen, nicht zum Deutschen.⁵⁰

Ähnlich vertrackt wie die Definition des Vaterlandes erweist sich für die Patriotismustheoretiker die Bestimmung dessen, was die „Nation“ und das „Volk“ ist, also die Gruppe von Menschen, die eigentlich Träger des Patriotismus sein sollen. Allgemein gilt es, den von Montesquieu mit seiner Schrift „De l’esprit des lois“ eingeführten Diskurs über den Charakter einer Nation oder den Geist eines Volkes auf Deutschland zu übertragen. Zwischen Mosers Vorschlag und den Ideen Abbts liegt allerdings ein schwer überbrückbarer Gegensatz: Der eine definiert den Nationsbegriff reichsbezogen, der andere territorialstaatlich und voluntaristisch, bzw. entscheidungsgebunden.⁵¹ Etwas einfacher können es sich die Anhänger des kosmopoliten Patriotismus machen. Herder verwendet die Begriffe Volk und Nation synonym und macht eine gemeinsame Sprache zum Zugehörigkeitskriterium. Der Zusammenschluss zu einem Staat ist keine notwendige Folge, „ein Volk mit einem Nationalcharakter steht als Wert über der Staatlichkeit“.⁵²

Man hat es mit verschiedenen Definitionsangeboten von Patriotismus zu tun. Oberflächlich lassen sie sich mit den Idealtypen der Nation koppeln. Demnach würde der Reichspatriotismus am ehesten der Volksnation, der kosmopolite Patriotismus der Kulturnation zuzuordnen sein. Abbts preußischer Patriotismus entspräche einer frühen Form der Staatsnation, freilich noch ohne den bürgerrechtlichen Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Bei genauerem Hinsehen funktionieren diese Zuschreibungen aber nicht mehr einwandfrei. Die Vorschläge, was das Vaterland ist und wer zur Nation gehört, sind nicht deckungsgleich. Beim Begriff des „Volkes“ kommt die Problematik hinzu, dass, obwohl es im Verlauf des 18. Jahrhunderts zum synonymen Gebrauch mit dem Begriff der „Nation“ kommt und Schiller vom „Nationalgeist eines Volkes“ spricht, mit „Volk“ oft noch die unteren Schichten be-

48 Christoph Martin Wieland: Das Geheimnis des Kosmopoliten Ordens. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 30. Leipzig 1791 (= C.M. Wieland: Sämtliche Werke. Hrsg. von der „Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Reprint. Hamburg 1984), S.162–203, hier S.167.

49 Ebd., S.177 ff. und 186.

50 Vgl. Priegnitz: Vaterlandsliebe, S.11.

51 Vgl. Schönemann: Volk, Nation..., S.311; Zur Nachahmung Frankreichs vgl. Conrad Wiedemann: Zwischen Nationalgeist und Kosmopolitismus. Über die Schwierigkeit der deutschen Klassiker, einen Nationalhelden zu finden. In: Günter Birtsch und Meinhard Schröder (Hrsg.): Patriotismus in Deutschland. Trier 1993, S.38–50, hier S.43 ff.

52 Zitiert nach Schönemann: Volk, Nation..., S.317.

zeichnet werden.⁵³ Der Patriotismuskurs der Aufklärung beschränkt sich auf einen exklusiven Kreis von Teilnehmern. Innerhalb der Aufklärergesellschaft gehören Adressat und Empfänger derselben Schicht, dem Bildungsbürgertum, an. Patriotismus ist im 18. Jahrhundert eine Tugendlehre der Elite. Es gilt zwar die Masse vom Patriotismus zu überzeugen, doch sie ist eher passiver Rezipient, bzw. „Objekt des Patriotismus“.⁵⁴ Das größte Problem der Koppelung idealtypischer Nationalkonzeptionen mit den Patriotismusdefinitionen liegt in ihren Bedeutungsüberschneidungen und in den inhaltlichen Veränderungen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert vollziehen.

Die Französische Revolution löst die Umgestaltung der Begriffe aus: „Volk“ und „Nation“ erhalten auch in Deutschland eine neue Qualität, das Ereignis befördert „die politische Karriere beider Wörter entscheidend“, besonders der Aspekt der „Masse“ wird neu gedacht.⁵⁵ In Frankreich handelt eine Nation und spricht sich gemeinschaftlich für konkrete Freiheitsideale aus. Das Volk setzt sich über alle ständischen Schranken hinweg, macht sich selbst zur herrschenden Instanz und setzt ein Zeichen zur Nachahmung. Die Bedeutung von Patriotismus in Deutschland wird dadurch noch diffuser. Einerseits entwickelt sich besonders im Süden und Westen des Reiches ein den Idealen der Revolution verpflichteter „freiheitlicher Patriotismus“, der in der Revolution den Gipfel der Aufklärung sieht. Seine Anhänger wollen ihre Ereignisse und Ergebnisse, die Ablösung dynastischer Herrschaft durch die Installation der Volkssouveränität, auf Deutschland übertragen. Patriotismus löst sich von der Abhängigkeit an einen Herrscher und stellt sich in den Dienst der bürgerlichen Gesellschaft. Eine kosmopolitisch gesinnte Überzeugung sieht im Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit das Ziel der Menschheit politisch verwirklicht.⁵⁶ Andererseits wirkt die zunehmende Radikalisierung der Revolution auf viele Beobachter in Deutschland abschreckend. Mit den Revolutionskriegen und der einsetzenden Expansionspolitik Frankreichs, der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. November 1793 und der Annahme der Direktorialverfassung am 23. September 1795, verspielt die Revolution viele Sympathien und das französische Freiheitsmodell verliert seinen Vorbildcharakter.⁵⁷

1799 betritt Napoleon die politische Weltbühne. Seine Ernennung zum Konsul, den Aufstieg bis zur eigenmächtigen Kaiserkrönung 1804 und seine Machtpolitik empfinden viele als endgültigen Verrat an der Revolution und als Bedrohung für Deutschland. Nach der Zerschlagung des Reiches, den verheerenden militärischen Niederlagen Österreichs und Preußens und der sich daran anschließenden napoleonischen Besatzung Deutschlands radikalieren sich Zugehörigkeitsgefühl und Einstellung zu Nation, Heimat, Volk und Staatlichkeit. Die Wendung vom weltbürgerlichen zum nationalstaatlichen Denken⁵⁸ nimmt konkretere und antifranzösische Formen an. Ein neuer Patriotismus definiert sich über die Abgrenzung zu Frank-

53 Vgl. ebd., S.314.

54 Vierhaus: Patriotismus, S. 102.

55 Vgl. Schönemann: Volk, Nation..., S. 326.

56 Vgl. Priegnitz: Vaterlandsliebe, S.48–51.

57 Vgl. ebd., S.67–69.

58 Vgl. Friedrich Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat. Berlin und München 1927.

reich und dem napoleonischen System: „Die Jahre zwischen 1806 und 1813 werden in Deutschland zu den Geburtsjahren der nationalen Bewegung“.⁵⁹

Die vorliegende Arbeit untersucht den Umgang mit dem Nationalgedanken an der Berliner Universität. Darunter sind die Begrifflichkeiten gefasst, die bis hierhin diskutiert wurden: Nation, Volk, Patriotismus und Nationalismus. Die drei Teile der Arbeit behandeln den Wandel des Nationalgedankens und die Verschiebung der unterschiedlichen Bedeutungsebenen und seiner Implikationen in der Zeit zwischen 1800 und 1848. Da die Entwicklung dieser politischen Idee bis zur 48er Revolution zentraler Untersuchungsgegenstand ist, ist es nicht ratsam, die Darstellung mit einer fertigen Definition zu beginnen. Unter dem Nationalgedanken sind um 1800 unterschiedliche Theoreme, Vorstellungen und Konzeptionen zusammengefasst, die um die Definition dessen was Vaterland, Nation, Identität und Zugehörigkeit bedeuten, kreisen. Neben den ereignisgeschichtlichen Veränderungen durch die Revolution, der Neugestaltung Deutschlands durch Napoleon und dem damit ausgelösten Nationalismus, speist sich der Umgang mit dem Nationalgedanken aus den Diskussionen des 18. Jahrhunderts. Die hier entworfenen vaterländischen Vorstellungen und Denkhaltungen sind das Arsenal, aus dem sich die Auseinandersetzung mit dem Nationalgedanken bedient. Darunter fällt auch die Haltung Patriotismus. Die Arbeit schließt sich der These an, nach der die Trennung vom aufgeklärten, landschaftsbezogenen und universalen Patriotismus und einem neuen, aggressiven Nationalismus nur bedingt Sinn macht, da es bereits vor 1789, 1806 und 1813 Frühformen des Nationalismus gibt, die sich über die Ablehnung des Nichtdeutschen und speziell des Französischen definiert.⁶⁰ Daraus ergibt sich ein begriffstechnisches Dilemma, denn die Trennung der Begriffe Patriotismus/Nationalismus entfällt. Dass trotz dieser Unsicherheit besonders im ersten Teil der Begriff des Patriotismus bevorzugt wird, hat drei Gründe: Der Begriff Patriotismus scheint *erstens* bei den Zeitgenossen gebräuchlicher zu sein, als der Begriff Nationalismus. Eine definitive Aufteilung beider Begriffe dürfte man um 1800 nicht vor Augen gehabt

59 Vgl. Alter: Nationalismus, S.25 und S.62–63. Die These der Zäsur von 1806, welche die Hinwendung der Deutschen zum Nationalismus bedeutet, vertreten u.a. Bernhard Giesen / Kay Junge: Vom Patriotismus zum Nationalismus. Zur Evolution der „Deutschen Kulturation“. In: Giesen (Hrsg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entstehung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Frankfurt a.M. 1991, S.255–303, hier S.302; Otto Dann: Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990. München 1996, S.11 ff.; die Gewichtung der antifranzösischen Grundausrichtung betonen u.a. Priegnitz: Vaterlandsliebe, S.93 ff. und Michael Jeissmann: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1992, S.27–102.

Wie einschneidend das „Ereignis Napoleon“ auf die deutsche Geschichte gewirkt hat, belegt Thomas Nipperdey, der seine „Deutsche Geschichte 1800–1866 mit dem Satz „Am Anfang war Napoleon“ beginnen lässt und im Folgenden dem französischen Kaiser einen „überwältigenden Einfluß“ auf die Geschichte der Deutschen im frühen 19. Jahrhundert bescheinigt. Vgl. Nipperdey: Deutsche Geschichte, S.11.

60 Vgl. Hardtwig: Vom Elitebewusstsein zur Massenbewegung, S.36; Hans Peter Hermann, Hans Martin Blitz, Susanne Moßmann (Hrsg.): Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1996, S.12 und S.15 ff.

haben.⁶¹ Bei allen unterschiedlichen Interpretationen bezeichnet man mit Patriotismus im 18. Jahrhundert das Verantwortungsgefühl eines Einzelnen dem Gemeinwohl gegenüber, das in der „kollektiven Wunschphantasie“ eines Vaterlandes gipfelt. Zur Ordnung des Vaterlandes gibt es verschiedene Angebote, die von kleinen Territorien, über das Reich als Verbund vieler kleiner Einheiten bis zum modernen Staat, wahlweise mit absolutistischer oder demokratischer Verfassung, reichen. Sie variieren in Tonfall, Sprache und Inhalt, beziehen sich mal auf die politische Verfassung, mal auf die kulturelle Beschaffenheit und widersprechen sich.⁶² In dieser frühen Phase nationaler Identitätsfindung vermeidet der Begriff *zweitens* eine Wertung, bzw. ist nicht speziell auf eine Gruppe anwendbar. Unter Patriotismus kann jede Haltung gefasst werden, die den Befreiungskampf gegen die napoleonische Besatzung befürwortet und sich am Diskurs über Vaterland, Nation und Volk beteiligt. Da es in Berlin zur Zeit der Besatzung innerhalb der „Aktionspartei“ verschiedene Lager mit unterschiedlichen Interessen gibt, die aber mit der Beendigung der Besatzung dasselbe Ziel verfolgen, eignet sich der Patriotismus als begriffliches Instrument besser als die Bezeichnung des Nationalismus.⁶³ Der offensichtlichste Unterschied zwischen Patriotismus und Nationalismus besteht *drittens* im Verhältnis beider Haltungen zur Obrigkeit. Anders als einige Nationalismen und nationale Bewegungen Europas im 19. Jahrhundert ist der Patriotismus keine Einstellung, die sich zwangsläufig gegen ein monarchisches Prinzip, bzw. für den Parlamentarismus ausspricht.⁶⁴ Aus diesem Grund passt die Bezeichnung Patriotismus besser zur Situation Preußens, speziell in Berlin zwischen 1808 und 1813, da der König in keiner Phase der Befreiungskriege in keinem der patriotischen Lager zur Disposition steht.⁶⁵ Im zweiten und dritten Teil der Arbeit wird man dieser Form der Obrigkeitshörigkeit wieder begegnen. Denn zwischen 1815 und 1848 entwickelt sich der Nationalgedanke von einer indifferenten, aber grundsätzlich liberal-fortschrittlichen und freiheitlichen Idee zu einer den bestehenden Autoritäten verpflichteten, konservativen Ideologie. Die unterschiedlichen Erscheinungsformen existieren weiter, aber eine Ausrichtung setzt sich durch. Diese Tendenz korrespondiert mit der These, dass bis zur Jahrhundertmitte die Idee der „Staatbürgernation“ zum Meinungsspektrum im deutschen Nationaldiskurs gehört, sich aber gegen die Konzeptionen der „Volks-“ und „Kulturnation“ nicht durchsetzen kann, die sich wiederum auf ältere Ausprägungen der Nationalidee, bspw. auf Patriotismuskonzeptionen des 18. Jahrhunderts berufen.⁶⁶ Das bedeutet, dass sich in Deutschland ein passives Politikverständnis gegen einen aktiven, auf Teilnahme am Staat begründeten Politikbegriff

61 Der Begriff des Nationalismus ist, wenn überhaupt geläufig, negativ konnotiert. Herder benutzt ihn, um damit die eingeschränkte und intolerante Einstellung zu beschreiben, das eigene Volk über die anderen zu stellen. Vgl. Schönemann: Volk, Nation..., S.318.

62 Vgl. Hermann: Machtphantasie Deutschland, S.15–21.

63 Vgl. Wolfgang Ibkken: Preußen 1807–1813. Staat und Volk als Idee und in Wirklichkeit. Köln 1970, S. 114 ff.

64 Vgl. Alter: Nationalismus, S.97.

65 Vgl. Bernd von Münchow-Pohl: Zwischen Revolution und Krieg. Untersuchungen zur Bewusstseinslage in Preußen 1809–1812. Göttingen 1987 (= Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte Bd. 87), S.47 ff.

66 Vgl. Hardtwig: Vom Elitebewußsein zur Massenbewegung, S.37.

etabliert und dass dem Nationalgedanken bei diesem Prozess eine Schlüsselrolle zukommt, denn die Auseinandersetzung um nationale Zugehörigkeit und politische Systeme gehört zwischen 1800 und 1848 zusammen. Die These Wolfgang Hardtwigs wird aber nicht einfach übernommen, sondern auf die Entwicklungen an der Berliner Universität institutionell angewandt. Die Bildungs- und Erziehungsinstitutionen spielen bei der Kommunikationsverdichtung und der Ausarbeitung von Integrations- und Inklusionsstrategien eine bedeutende Rolle. Um 1800 ist der Nationalgedanke vor allem eine Idee der Intellektuellen. Sie unterfüttern das Theorem mit ideellen Inhalten und konstruieren eine kollektive Identität unter Mithilfe verschiedener Codes.⁶⁷ Daraus ergibt sich eine weitere begriffliche Schwierigkeit, denn auch die Berliner Universität ist trotz ihrer personellen Zusammensetzung (Männer, Bildungsbürgertum) keine politisch homogene Ideenfabrik. Das verleiht dem Umgang mit dem Nationalgedanken den benannten Kaleidoskopcharakter mit unterschiedlicher politischer Begriffskonnotation. Die Nation ist zwischen 1800 und 1848 keine „Selbstverständlichkeit, sondern ein dynamisches Prinzip, das Handlungen und Emotionen auslöst“.⁶⁸ Als Kommunikationsgemeinschaft verfügt sie mittels Sprache und Kultur über eine doppelte Wurzel. Ein Strang kommt von kulturellen „volksnationalen“ Ursprüngen, ein anderer führt zur staatsnationalen Vorstellung. Der Nationalgedanke verfolgt somit immer zwei Ziele: Die kulturelle und die politische Einheit Deutschlands. Nach 1806 bedeutet dies die Befreiung von äußerer Fremdherrschaft und die Selbstbestimmung im Inneren. Beides hat kulturelle und politische Inhalte. Bis 1848 entwickelt sich daraus ein Richtungsstreit über die politische Dimension des Nationalgedankens. Seine institutionelle Entwicklung an Berlins Universität ist das Thema der drei folgenden Teile. Die Schlussbetrachtung wird die benannten Argumentationsstränge der Begriffsdiskussion wieder aufnehmen. Zuvor geht es aber um die Geschichte selbst. Sie beginnt mit einer Niederlage.

67 Vgl. Giesen: Die Intellektuellen und die Nation, S.20 und S.27 ff.

68 Nipperdey: Deutsche Geschichte, S.300.